

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 32

Artikel: Wie ein Krieg entsteht
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638968>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie antwortete: „Er steht auf dem Gipfel dessen, was Menschen erreichbar ist.“

„Er hat zu viel erreicht, Trewula, meine Tochter,“ fuhr die Greisin fort. „Erfolg macht trunken. Ich habe alles mit angesehen, und ich kann Dir sagen, wie es gekommen ist und weiter kommen wird.“

Die Königin zögerte, als warte sie, ob Trewula spreche. Als diese aber schwieg, fuhr sie fort: „Mein Sohn, Dein Gemahl, hat zu viel Lob gehört. Sie rühmten Tag für Tag seine Taten.“

„Sie hatten wahrlich Ursache,“ unterbrach Trewula stolz.

„Sie hatten es,“ sprach die alte Königin weiter, allein sie gewöhnten ihn so an Lob und Schmeichelei, daß er allmählich nicht unterschied, wenn sie rühmten, was keines Ruhmes wert war. Jetzt trinkt er ihre süßen Worte wie Gift und merkt nicht, wie es ihn betäubt. Er fühlt sich ein Gott und glaubt an seine Allmacht und daß ihm erlaubt, was andern verboten. Ich rede davon, meine Tochter, daß du es wendest. Seine Mutter will er nicht hören, vielleicht hört er auf sein Gemahl.“

Trewula sah vor sich nieder. Ihr Mund zuckte. „Meine Macht ist gering,“ sagte sie, „Du vergiffest, Königin, daß ich eine Magd war, und daß die nicht gebieten darf, die also erhöht wurde. Aber ich will es versuchen. Und,“ fügte sie hinzu, „wenn ihm die Schmeichler falsch wären, und ihm darum ein Leid geschähe, so werde ich an seiner Seite sein, es mit ihm zu tragen.“

Sie erhob sich bei diesen Worten. Ihre Gestalt streckte sich und aus ihren Augen brach ein Glanz, der wie lachende Kraft war.

V.

König Richmut saß im Thronsaale. Er empfing Boten und hielt Gericht. Sechs Edelknaben hockten auf den Stufen, die zu dem Throne aus Elfenbein führten, auf dem Richmut saß, je drei zu jeder Seite. Neben dem König stand der greise Kanzler in schwarzsammetnen Talar, und viele Ritter und schöne Frauen schlossen sich an. Eine Stunde schon dauerte das Hin und Her der Menschen, die Gewähr hatten, vor den König zu treten.

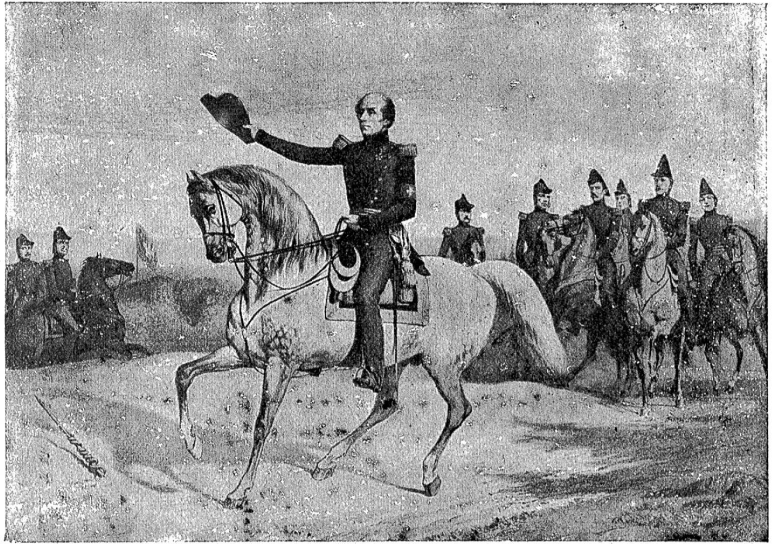
Da waren die Bürgergeandten einer Stadt, welcher Richmut das Denkmal eines berühmten Sohnes und großen Dichters geschenkt hatte.

Der Führer eines Fähnleins kam, um die goldene Kette zu empfangen, die der König ihm zum Lohn für eine Heldentat verliehen.

„Weißt Du, wie wir Seite an Seite stritten in der Schlacht am toten Berge?“ sagte Richmut zu ihm und sein müder Blick loderte auf.

Eine Schar von Bauern kam, deren Felder von schweren Wetterern zerschlagen worden. Sie baten um Erlaß der Abgaben.

König Richmut sah den Kanzler an. Der schüttelte den klugen, feinen Kopf und sprach, daß, was dem einen recht, dem andern billig sei, daß Tausende mit derselben Ursache dieselbe Bitte äußern würden, daß aber der Staatsschatz zu arm sei, allen zu willfahren. Da winkte der



General Heinrich Dufour und sein Stab.

H. Dufour von Genf wurde am 21. Oktober 1847 von der Tagsatzung zu Bern zum Oberbefehlshaber der eidg. Truppen im Sonderbundsfeldzug ernannt.

König seinem Schatzmeister und hieß aus dem Gute der Krone den Wittenden die Steuer ersehen.

Mit tränenden Augen warfen die Leute sich zu des Herrschers Füßen. Durch die Menge des Gefolges aber ging ein Murren des Beifalls.

Weiter ging die Tagung. Zwei Nachbarn kamen, die in jahrelangem Streit standen. Ein Weib trat heran, dem der Mann entlaufen und es mit den Kindern im Elend gelassen. Ein Gelehrter wurde herein geführt, der eine Entdeckung dem Könige zu erklären wünschte.

Richmut saß in seinen Stuhl zurückgelehnt. Sein Gesicht war weiß, wie die marmorene Diele des Saales, aber kohlschwarz umrahmte sein Haar das Antlitz und das Aufsprühen seiner Blicke verriet die Arbeit der Gedanken, die hinter seiner blassen Stirne ging.

Er entschied in dem Streite der beiden Feinde mit einem scharfen Wort. Er gab Befehl, den entflohenen Mann zu suchen und zu fangen und ihn in schwerer Fesselarbeit das verdienende zu lassen, was den Seinen Not tat. Er hörte den Gelehrten und sprach manchmal zwischen seine Erklärungen hinein, sodaß der andere erstaunt aufhorchte, wie viel der Herrscher von dem wußte, was er sein ureigenes Gebiet geglaubt. In allem, was an diesem Morgen geschah, war König Richmut nicht nur der erste an Macht, sondern auch an Klarheit und Schärfe des Geistes. (Fortsetzung folgt.)

Wie ein Krieg entsteht.

Vorbemerkung. Aus dem berühmten Roman der kürzlich verstorbenen österreichischen Schriftstellerin und Friedensfreundin Bertha von Suttner: „Die Waffen nieder“. E. Piersons Verlag in Dresden. — Das Kapitel, das wir hier abdrucken, ist in unseren Tagen so wahr geworden, daß es kaum einer Einführung bedarf. Nur das sei erklärend vorausgeschickt: Es handelt sich um den österreichisch-preussischen Krieg von 1866,

in dem die beiden Staaten sich um den Besitz des 1864 gemeinsam den Dänen entzogenen Schleswig-Holstein stritten und in dem bekanntlich die Preußen dank ihrer guten Heereschulung und ihrer trefflichen Waffen Sieger wurden. — „Die Waffen nieder“ hat in geradezu genialer Weise das Wesen des Krieges erfasst. Wir empfehlen das Buch unseren Lesern mit allem Nachdruck zur Lektüre.



Hans Eggimann.

Der Krieg, Bleistiftzeichnung aus „Satiren und Einfälle“.

Es folgte eine Zeit der schwankenden Hoffnungen und Befürchtungen. Heute hieß es „der Friede gesichert“, morgen — „der Krieg unvermeidlich“. Die meisten Leute waren letzterer Ansicht. Nicht so sehr, weil die Verhältnisse auf die Notwendigkeit eines blutigen Austrages wiesen, als deshalb, weil, wenn das Wort „Krieg“ einmal gefallen, wohl noch sehr lange hin und her debattiert werden kann, aber erfahrungsgemäß das Ende jedesmal Krieg ist. Das kleine, unscheinbare Ei, welches den „Casus belli“ enthält, wird da so lange ausgebrütet, bis das Ungetüm hervorkriecht.

Täglich zeichnete ich in die roten Hefte die Phasen des schwebenden Streites auf und so wußte ich damals, und weiß noch heute, wie der verhängnisvolle „66er Krieg“ sich vorbereitet hat und wie er ausgebrochen ist. Ohne diese Eintragungen wäre ich wohl über das betreffende Stück Geschichte in derselben Unkenntnis, in welcher die meisten, inmitten der Geschichtsabspielung lebenden Menschen sich befinden. Gewöhnlich weiß die große Mehrzahl der Bevölkerung nicht, warum und wie ein Krieg entsteht — man sieht ihn nur eine Zeitlang kommen — dann ist er da. Und wenn er da ist, so fragt man schon gar nicht mehr nach den kleinen Interessen und Meinungsverschiedenheiten, die ihn herbeigeführt, sondern ist nur noch mit den gewaltigen Ereignissen beschäftigt, die sein Fortgang mit sich bringt. Und ist er einmal vorüber, so erinnert man sich höchstens der dabei persönlich erlebten Schrecken und Verluste — beziehungsweise Gewinne und Triumphe — aber an die politischen Entstehungsgründe wird nicht mehr gedacht. In den verschiedenen Geschichtswerken, welche nach jedem Feldzuge unter Titeln wie „Der Krieg vom Jahre — historisch und strategisch dargestellt —“ und der-

gleichen erscheinen, werden alle vergangenen Streitmotive und alle taktischen Bewegungen des betreffenden Feldzuges aufgezählt, und wer dafür Interesse hat, kann in der einschlägigen Literatur sich Aufschluß holen; — aber im Gedächtnis des Volkes lebt diese Geschichte gewiß nicht fort. Auch von den Gefühlen des Hasses und der Begeisterung, der Erbitterung und Siegeshoffnung, mit welchen die ganze Bevölkerung den Anfang des Krieges begrüßt — Gefühle, welche sich in dem Schlagwort äußern: „dieser Krieg ist sehr populär“, auch davon ist nach ein paar Jahren alles verwischt.

Am 24. März erläßt Preußen ein Rundschreiben, worin es sich über die bedrohlichen österreichischen Rüstungen beklagt. — Warum rüsten wir denn nicht ab, wenn wir nicht bedrohen wollen? — Wie sollen wir? Es wird ja am 28. März preussischerseits verfügt, daß die Festungen in Schlesien und zwei Armeekorps in Bereitschaft gesetzt werden sollen . . .

31. März. Gott sei Dank! Oesterreich erklärt, daß sämtliche unlaufende Gerüchte über geheimes Rüsten falsch seien; es falle ihm gar nicht ein, Preußen anzugreifen. Es stellt daher die Forderung, daß Preußen seine Kriegsbereitschaftsmaßnahmen einstelle.

Preußen erwidert: Es denke gar nicht im entferntesten daran, Oesterreich anzugreifen, aber durch des letzteren Rüstungen ist es gezwungen, sich auf einen Angriff gefaßt zu machen.

So wird der zweistimmige Wechselgesang unausgesetzt fortgeführt:

Meine Rüstung ist die defensive,
Deine Rüstung ist die offensive,
Ich muß rüsten, weil du rüstest,
Weil du rüstest, rüste ich,
Also rüsten wir,
Rüsten wir nur immer zu.

Die Zeitungen geben die Orchesterbegleitung zu diesem Duo ab. Die Leitartikler schwelgen in sogenannter Konjunkturalpolitik. Es wird geschürt, geheßt, gepöhl, verleumdet. Geschichtswerke über den siebenjährigen Krieg werden veröffentlicht, mit der ausgesprochenen Tendenz, die einstige Feindschaft aufzufrischen.

Indessen, der Notenwechsel dauert fort. Unterm 7. April leugnet Oesterreich nochmals offiziell seine Rüstungen, spielt aber auf eine mündliche Aeußerung an, welche Bismarck gegen Karolyi gemacht hätte, „daß man sich über den Gasteiner Vertrag leicht hinwegsetzen werde.“ — Also davon sollen die Völkerschicksale abhängen, was zwei Herren Diplomaten in mehr oder minder guter Laune über Verträge sprechen? Und was sind das überhaupt für Verträge, deren Einhalten von dem guten Willen der Kontrahenten abhängig bleibt und durch keine höhere schiedsrichterliche Gewalt gesichert wird?

Auf diese Note antwortet Preußen unterm 15. April, daß die Anschuldigung unwahr sei; es müsse aber dabei beharren, daß Oesterreich wirklich an den Grenzen gerüstet habe; dadurch sei die eigene Gegenrüstung gerechtfertigt. Ist es Oesterreich mit dem Nichtangreifen Ernst, so solle es zuerst abrüsten.

Hierauf das Wiener Kabinett: Wir wollen am 23. ds. abrüsten, wenn Preußen verspricht, am folgenden Tage daselbe zu tun.

Preußen erklärt sich bereit.

Welch ein Aufatmen! So wird denn trotz aller drohenden Anzeichen der Friede erhalten bleiben! Diese Wendung verzeichnete ich freudig in die roten Hefte.

Aber zu früh. Neue Verwicklungen stellen sich ein. Oesterreich erklärt, es könne nur im Norden, nicht aber zugleich im Süden abrüsten, denn dort sei es von Italien bedroht.

Darauf Preußen: Wenn Oesterreich nicht ganz abrüstet, so wollen wir auch gerüstet bleiben.

Jetzt läßt sich Italien vernehmen: Es wäre ihm nicht im entferntesten eingefallen, Oesterreich anzugreifen, aber nach dessen letzter Erklärung werde es allerdings Gegenrüstungen machen.

Und so wird das hübsche Defensivlied nunmehr dreistimmig gesungen.

Ich lasse mich von dieser Melodie wieder einigermaßen in Ruhe lullen. Nach solchen lauten und wiederholten Versicherungen kann doch keiner angreifen, und ohne daß einer angreife, gibt es keinen Krieg. Das Prinzip, daß nur noch Verteidigungskriege gerecht seien, hat sich schon so sehr des öffentlichen Bewußtseins bemächtigt, daß doch keine Regierung mehr einen Einfall in das Nachbarland unternehmen darf; und wenn sich nur lauter Verteidiger gegenüberstehen, so können dieselben, so drohend sie auch bewaffnet, so fest sie auch entschlossen seien, sich bis aufs Messer zu wehren, — doch tatsächlich den Frieden nicht brechen.

Welche Täuschung! Neben „Offensive“ gibt es ja noch verschiedene andere Arten, Feindseligkeiten zu eröffnen. Da sind die irgend ein drittes Ländchen betreffenden Forderungen und Einmengungen, die als ungerecht abgewehrt werden können, da sind die alten Verträge, die man für verletzt erklärt, und für deren Aufrechterhaltung zu den Waffen gegriffen werden muß; da ist endlich das „europäische Gleichgewicht“, welches durch die Machterweiterung des einen oder des anderen Staates gefährdet werden könnte und daher gegen solche Machterweiterung energisches Einschreiten erheischt. Uneingeständenermaßen, aber am heftigsten zum Kampfe treibend, wirkt der lang geschürte Haß, welcher schließlich ebenso sehnüchtig und naturgewaltig nach todbringendem Handgemenge drängt, wie lang genährte Liebe nach lebensschöpfender Umarmung.

Von nun an überstürzen sich die Ereignisse, Oesterreich tritt so entschieden für den Augustenburger ein, daß Preußen dies für einen Bruch des Gasteiner Vertrages erklärt und darin eine deutliche feindliche Absicht erkennt, was zur Folge hat, daß beiderseits aufs äußerste gerüstet wird und nun auch Sachsen damit beginnt. Die Aufregung ist eine allgemeine und wird täglich heftiger. „Krieg in Sicht, Krieg in Sicht!“ verkünden alle Blätter und alle Gespräche. Mir ist zu Mute, als wäre ich auf dem Meere und der Sturm im Anzug...

Der gehäßteste und geschmähteste Mann in Europa heißt jetzt Bismarck. Am 7. Mai wird auf denselben ein Mordversuch gemacht. Hat Blind, der Täter, jenen Sturm dadurch abwenden wollen? Und hätte er ihn abgewendet?

Ich erhalte aus Preußen Briefe von Tante Kornelie, aus welchen hervorgeht, daß dort zu Lande der Krieg nichts weniger als gewünscht wird. Während bei uns allgemeine Begeisterung für die Idee eines Krieges mit Preußen herrscht, und mit Stolz auf unsere „Million auserlesener Soldaten“ geblickt wird, herrscht drüben innere Zerfahrenheit. Bismarck wird im eigenen Lande nicht viel weniger geschmäht und verleumdet als bei uns; das Gerücht geht, daß die Landwehr sich weigern werde, in den „Bruderkrieg“ zu ziehen, und man erzählt, daß die Königin Augusta sich ihrem Gemahl zu Füßen geworfen, um für den Frieden zu flehen. O, wie gern hätte ich an ihrer Seite gekniet und alle meine Schwestern — alle — zu gleicher Tat hinreißen wollen. Das, das allein sollte aller Frauen Bestreben sein: „Friede, Friede — die Waffen nieder!“ Hätte doch unsere schöne Kaiserin sich auch zu Füßen ihres Gemahls geworfen und weinend, mit erhobenen Händen, um Entwaffnung gefleht! Wer weiß? vielleicht hat sie es getan — vielleicht hätte der Kaiser selber auch gewünscht, den Frieden zu erhalten, aber der Druck, der von den Räten, von den Sprechern, Schreibern und Schrei-



Hans Eggimann. Madame Kultur, Bleistiftzeichnung aus „Satiren und Einfälle“.

bern kommt, dem kann ein einzelner Mensch — selbst auf dem Thron nicht widerstehen.

Am 1. Juni erklärt Preußen dem Bundestage, es werde sofort abräumen, wenn Oesterreich und Sachsen das Beispiel geben. Dagegen erfolgt von Wien geradeheraus die Anschuldigung, daß Preußen schon lange mit Italien einen Angriff auf Oesterreich geplant habe, weshalb letzteres sich nunmehr ganz dem deutschen Bund in die Arme werfen wolle, um diesen aufzufordern, die Entscheidung in Sachen der Elbherzogtümer zu übernehmen. Gleichzeitig wolle es die holländischen Stände einberufen.

Gegen diese Erklärung legte Preußen Protest ein, weil dieselbe gegen den Gasteiner Vertrag verstoße. Damit sei zum Wiener Vertrag zurückgekehrt, nämlich zum gemeinschaftlichen Condominat; folglich habe Preußen auch das Recht, Holstein zu besetzen, wie es seinerseits den Oesterreichern den Besitz Schlesiens nicht verwehre. Und zugleich rücken die Preußen in Holstein ein. Gabelnz weicht ohne Schwertschlag, aber unter Protest zurück.

Vorher hat Bismarck in einem Rundschreiben gesagt: Von Wien hatten wir gar kein Entgegenkommen gefunden. Im Gegenteil: es waren dem Könige von authentischer Quelle Auslassungen von österreichischen Staatsmännern und Ratsgebern des Kaisers zu Ohren gekommen (Tritschtratsch), welche beweisen, daß die Minister den Krieg um jeden Preis wün-

sehen (Völkermord wünschen: welche furchtbare Verbrechen-anklage!), teils auf Erfolg im Felde hoffend, teils, um über innere Schwierigkeiten hinwegzukommen und um den eigenen zerrütteten Finanzen durch preußische Kontribution aufzuhelfen. (Staatsflucht.)

Unterm 9. Juni erklärt Preußen dem Bundestag, derselbe habe kein Recht zur alleinigen Entscheidung in der schleswig-holsteinischen Frage. Ein neuer Bundesreformplan wird vorgelegt, nach welchem die Niederlande und Oesterreich ausgeschlossen bleiben sollen.

Die Presse ist nunmehr ganz kriegerisch und zwar, wie dies patriotische Sitte ist, siegesgewiß. Die Möglichkeit einer Niederlage muß für den loyalen Untertan, den sein Fürst zum Kampfe ruft, völlig ausgeschlossen sein. Verschiedene Leitartikel malen den bevorstehenden Einzug Benedeks in Berlin aus, sowie die Plünderung dieser Stadt durch die Kroaten. Einige empfehlen auch, Preußens Hauptstadt dem Erdboden gleich zu machen. „Plünderung“, „Erdboden gleich machen“, „über die Klinge springen lassen“ — diese Worte entsprechen zwar nicht mehr dem neuzeitlichen Völkerrechtsbewußtsein, sie sind aber, von den Schulstudien der alten Kriegsgeschichte her, an den Leuten hängen geblieben; derlei ward in den auswendig gelernten Schlachtberichten so oft hergesagt, in den deutschen Auffügen so oft niedergeschrieben, daß, wenn nun über das Thema Krieg Zeitungsartikel verfaßt werden sollen, solche Worte von selber in die Feder fließen. Die Verachtung des Feindes kann nicht drastisch genug ausgedrückt werden; für die preußischen Truppen haben die Wiener Zeitungen keine andere Bezeichnung mehr als die „Schneidergesellen“. General-Adjutant Graf Grünne hat geäußert: „Diese Preußen werden wir mit nassen Fäßen verjagen.“ Mit derlei macht man einen Krieg eben „populär“. So etwas kräftigt das nationale Selbstgefühl.

11. Juni. Oesterreich beantragt, der Bund solle gegen die preußische Selbsthilfe einschreiten und das ganze Bundesheer mobil machen. Am 14. Juni wird über diesen Antrag abgestimmt und mit neun gegen sechs Stimmen — angenommen. O, diese drei Stimmen! Wieviel Jammer und Wehgeheul hat diesen drei Stimmen als Echo nachgedröhnt!

Es ist geschehen, die Gesandten erhalten ihre Pässe. Am 16. fordert der Bund Oesterreich und Bayern auf, den Hannoveranern und Sachsen, welche bereits von Preußen angegriffen seien, zu Hilfe zu kommen.

Am 18. ergeht das preußische Kriegsmanifest. Zu gleicher Zeit das Manifest des Kaisers von Oesterreich an sein Volk und die Proklamation Benedeks an seine Truppen. Am 22. erläßt Prinz Friedrich Karl einen Armeebefehl und eröffnet damit den Krieg. Ich habe die vier Urkunden zur Zeit abgeschrieben; hier sind sie:

König Wilhelm sagt:

„Oesterreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten, will im jungen Preußen keinen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen, meint es, sei in allen seinen Bestrebungen zu bekämpfen, weil, was Preußen frommt, Oesterreich schade. Alte, unseltsame Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert; Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben und deren Kampfgeschrei ist Erniedrigung Preußens. Bis zum letzten Augenblick habe ich die Wege zu gutem Ausgleich gesucht und offen gehalten — Oesterreich wollte nicht.“

Dagegen läßt sich Kaiser Franz Joseph also vernehmen:

„Die neuesten Ereignisse erweisen es unüberleglich, daß Preußen nun offene Gewalt an Stelle des Rechtes setzt. So ist der unheilvollste Krieg — ein Krieg Deutscher gegen Deutsche — unvermeidlich geworden! Zur Verantwortung all des Unglücks, das er über Einzelne, Familien, Gegenden und Länder bringen wird, rufe ich diejenigen, welche ihn herbeigeführt, vor den Richterstuhl der Geschichte und des ewigen allmächtigen Gottes.“

Immer der „Anderer“ ist der Kriegwünschende. Immer dem „Anderen“ wird vorgeworfen, daß er Gewalt an Stelle des Rechtes setzen will. Warum ist es denn überhaupt noch völkerrechtlich möglich, daß dies geschehe? Ein „unheilvoller Krieg“, weil „Deutsche gegen Deutsche“. Ganz richtig: es ist schon ein höherer Standpunkt, der über „Preußen“ und „Oesterreich“ den weiteren Begriff „Deutschland“ erhebt — aber nur noch einen Schritt: und es wäre jene noch höhere Einheit erreicht, in deren Licht jeder Krieg — Menschen gegen Menschen, namentlich zivilisierte gegen zivilisierte — als unheilvoller Bruderkrieg erscheinen müßte. Und vor den „Richterstuhl der Geschichte“ rufen — was nützt das? Die Geschichte, wie sie bisher geschrieben wurde, hat noch niemals anders gerichtet, als daß sie dem Erfolge huldigte. Derjenige, der aus dem Kriege als Sieger hervorgeht, vor dem fällt die historienkribbelnde Gilde in den Staub und preist ihn als Erfüller einer „Kulturmission“. Und „vor dem Richterstuhl Gottes, des Allmächtigen“? Ja, ist es denn dieser selber nicht, der stets als der Lenker der Schlachten hingestellt wird — geschieht denn mit dem Ausbruch sowohl als mit dem Ausgang jedes Krieges nicht eben dieses Allmächtigen unverrückbarer Wille? O Widerspruch über Widerspruch! Ein solcher muß sich eben überall einstellen, wo unter Phrasen die Wahrheit versteckt werden soll, wo man zwei einander aufhebende Prinzipien — wie Krieg und Gerechtigkeit, wie Völkerhaß und Menschlichkeit, wie Gott der Liebe und Gott der Schlachten — neben einander gleich heilig halten will.

Und Benedek sagt:

„Wir stehen einer Streitmacht gegenüber, die aus zwei Hälften zusammengesetzt ist: Linie und Landwehr. Erstere bilden lauter junge Leute, die, weder an Strapazen und Entbehrungen gewöhnt, niemals eine bedeutende Campagne mitgemacht haben. Letztere besteht aus jetzt unzuverlässigen, mißvergünstigten Elementen, die lieber die eigene mißliebige Regierung stürzen, als gegen uns kämpfen möchten. Der Feind hat infolge langer Friedensjahre auch nicht einen einzigen General, der Gelegenheit gehabt hätte, sich auf den Schlachtfeldern heranzubilden. Beteranen von Wincko und Palestro, ich denke, ihr werdet unter euren alten bewährten Führern es euch zur besonderen Ehre rechnen, einem solchen Gegner auch nicht den leisesten Vorteil zu gestatten. Der Feind prahlt seit langer Zeit mit seinem schnellen Kleingewehrfeuer — aber, Leute, ich denke, das soll ihm wenig Nutzen bringen. Wir werden ihm wahrscheinlich keine Zeit dazu lassen, sondern ungesäumt ihm mit Bajonnet und Kolben auf den Leib gehen. Sobald mit Gottes Hilfe der Gegner geschlagen und zum Rückzug gezwungen sein wird, werden wir ihm auf dem Fuße folgen und ihn werdet in Feindesland auch ausraufen und diejenigen Erholungen im reichlichsten Maße in Anspruch nehmen, die sich eine siegreiche Armee mit vollem Rechte verdient haben wird.“

Prinz Friedrich Karl endlich spricht:

„Soldaten! Das treulose, bundesbrüchige Oesterreich hat ohne Kriegserklärung schon seit einiger Zeit die preußischen Grenzen in Oberschlesien nicht respektiert. Ich hätte also ebenfalls ohne Kriegserklärung die böhmische Grenze überschreiten dürfen. Ich habe es nicht getan. Heute habe ich eine betreffende Kundgebung überreichen lassen und heute betreten wir das feindliche Gebiet, um unser eigenes Land zu schonen. Unser Anfang sei mit Gott. (Ist das derselbe Gott, mit dessen Hilfe Benedek versprochen hat, den Feind mittels Bajonnet und Kolben zurückzuschlagen?...) Auf ihn laßt uns unsere Sache stellen, der die Herzen der Menschen lenkt, der die Schicksale der Völker und den Ausgang der Schlachten entscheidet. Wie in der heiligen Schrift geschrieben steht: laßt eure Herzen zu Gott schlagen und eure Fäuste auf den Feind. In diesem Kriege handelt es sich — ihr wißt es — um Preußens heiligste Güter und um das Fortbestehen unseres teuren Preußens. Der Feind will es ausgesprochenemmaßen zerstückeln und erniedrigen. Die Ströme von Blut, welche eure und meine Väter unter Friedrich dem Großen und wir jüngst bei Düppel und auf Alsen vergossen haben, sollten sie umsonst vergossen sein? Nimmermehr! Wir wollen Preußen erhalten wie es ist, und durch Siege kräftiger und mächtiger machen. Wir werden uns unserer Väter würdig zeigen. Wir bauen auf den Gott unserer Väter, der uns gnädig sein und Preußens Waffen segnen möge. Und nun vorwärts mit unserem alten Schlachtruf: Mit Gott für König und Vaterland. Es lebe der König!“

Mobilisation.

Mit Frau, Kind und Regel gedachte ich der Stadt zu entfliehen, es war ungemütlich geworden. An allen Mauer-ecken Bulletins, zum mindesten alle zwei Stunden ein neues,

eines aufregender als das andere; dann die vielen Zeitungen voll von sensationellen Telegrammen und dazugehörigen De-mentis: nicht mehr zum Aushalten! —